

EMILY MURDOCH

*Wenn
ihr
uns
findet*

EMILY MURDOCH

*Wenn
ihr
uns
findet*

ROMAN

Aus dem Amerikanischen
von Julia Walther



Die Originalausgabe erscheint unter dem Titel

If you find me

bei St. Martin's Griffin, New York

Das zitierte Gedicht »Frühling und Herbst« von

Gerard Manley Hopkins ist folgender Ausgabe entnommen:

Englische und Amerikanische Dichtung 3. Von R. Browning bis Heaney,
hg. v. Horst Meller und Klaus Reichert, München: Beck 2000.

Die Zitate aus *Pu der Bär* entstammen der Ausgabe: A. A. Milne,
Pu der Bär oder wie man das Leben meistert, Hamburg: Dressler 1998.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Das für dieses Buch verwendete

FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*

liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Copyright © 2013 by Emily Murdoch

Copyright © 2014 der deutschsprachigen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion: Babette Mock

Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München,

unter Verwendung eines Motivs von © Olga Grlic

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-53434-6

www.heyne-fliegt.de

*Für Ruth, Anita, Sarah und Taylor,
die dafür sorgen,
dass ich mutig bleibe ...*

Und für Jack, immer.

»Frühling und Herbst« (1880)

Für ein kleines Kind

*Margaret, härmst du dich über
Goldenhain, der sich entblättert?
Blätter, wie Menschendinge, dein
Frischer Sinn, sag, mag er sich sorgen darum?
Ach, wie das Herz älter wird,
Fühlt es solchen Anblick kälter
Nach und nach, gönnt keinen Seufzer mehr,
Ob auch Welten von Welkwald blattweis fallen;
Und doch wirst du weinen und wissen, warum.
Was aber, Kind, gilt hier der Name:
Leides Ursprung ist immer der gleiche.
Kein Mund fand, nein, noch Geist je Wort
Für das, was Herz vernommen, Seele sah:
Es ist Welknis, für die wir geboren,
Es ist Margaret, um die du trauerst.*

GERARD MANLEY HOPKINS

TEIL I

DAS ENDE

»Manchmal, wenn man sich auf das untere Geländer einer Brücke stellt und sich vorbeugt und beobachtet, wie der Fluss langsam unter einem dahingleitet, weiß man plötzlich alles, was es zu wissen gibt.«

PU DER BÄR

AUS PU DER BÄR ODER WIE MAN DAS LEBEN MEISTERT

Eins

Mama sagt, egal wie arm die Leute sind, ob man zu den Habenden gehört oder zu denen, die nix haben, oder ob man seiner Mama auf den Stufen dazwischen das Kreuz bricht, die besten Sachen auf der Welt gibt's fast für umsonst. Wie zum Beispiel das gleißende Morgenlicht, das wie Diamanten über die Wasseroberfläche unseres Flüsschens tanzt. Oder der Fluss selbst, der den ganzen Tag lang Musik vor sich hin brabbelt, so wie Nessa als Baby. Glück is' umsonst, sagt Mama, genau wie die funkelnden Sterne, die verdorrten Äste, die die Bäume uns zum Feuermachen runterwerfen, unsere wasserabweisende Haut, und der züngelnde Wind, der zuerst die Walnussblätter aufrollt, bevor er uns ins Ohr kriecht.

Vielleicht liegt's ja nur an der Meth-Pfeife. Aber ich mag's, wie poetisch das Wort *Freiheit* klingt.

Bohnen sind nich' umsonst, aber zumindest fast, und hier im Obed River Nationalpark, auch genannt »der Hundert-Morgen-Wald«, kenn ich bestimmt so an die hundert Arten, Bohnen zuzubereiten. Von der getrockneten Sorte, die man erst in Wasser einweichen muss, bis hin zu Bohnen aus der Dose – gebackene Bohnen, Kichererbsen, Kidneybohnen ...

Das klingt jetzt nich' so wichtig. Sind schließlich nur Bohnen, die einem ordentliche Fürze machen, wie meine Schwester früher immer gesagt hat, und dann hat sie gekichert. Aber wenn man im Wald lebt, so wie Jenessa und ich, ohne flie-

ßend Wasser oder Strom, und Mama oft lange in der Stadt bleibt, sodass man seine kleine Schwester füttern muss – neun Jahre jünger –, mit einem Magen, der grummelt wie ein kalifornisches Erdbeben, dann isses schon ziemlich wichtig, dass einem neue und interessante Arten einfallen, Bohnen zu kochen.

Daran denk ich, während ich aus dem angeschlagenen Porzellankrug Wasser in unseren zerkratzten Kochtopf gieße und das tanzende blaue Flämmchen des Bunsenbrenners hochdrehe: Wie kann ich's anstellen, dass die Bohnen heut Abend nach was Neuem schmecken. Und ich wünsch mir, wir hätten Butter für den letzten Rest Brot. Haben wir aber nich', weil sich Butter ohne Kühlung nich' gut hält.

Manchmal, wenn sie länger weg war, taucht Mama wie aus dem Nichts auf, im Arm eine speckige braune Tüte vom Imbiss in der Stadt. Dann schmieren wir auf alles, was wir essen, so dick Butter wie Fliegen auf einem Hirschkadaver sitzen, weil es Jenessa und mir das Herz brechen würde, diese kleinen Goldwürfel schlecht werden zu lassen.

Mama sagt, Butter klauen is' umsonst, solange man sich nich' erwischen lässt.

(Sie sagt auch, »t's« sind umsonst, und ich soll sie nich' einfach weglassen, sondern vornehm wie 'ne Lady reden und so. Nur weil sie's tut, soll ich das nich' auch so machen. Nur weil sie 'ne Hinterwäldlerin is', müssen Jenessa und ich das nich' auch sein.)

Wenigstens haben wir das Brot. Ich bin froh, dass Ness nich' sieht, wie ich unten die pelzigen grünen Kreise wegkratze. Wenn man sorgfältig kratzt, schmeckt man den Schimmel gar nimmer. Als ich daran schnuppere, riecht er wie unser Waldboden nach einem Wettermonat.

Knack-raschel!

Ich erstarre, den verrosteten Öffner gerade in die Dose verbissen. *Nessa?* Das Knirschen von Blättern und Zweigen

unter achtlosen Füßen und das unverwechselbare Geräusch der Äste, die verräterisch am glänzenden Stoff eines Wintermantels entlangrutschen, sind zu laut für Jenessa mit ihrem Mäntelchen und Schritten so leise wie die einer Rothaut. *Mama?* Ich halte zwischen den Bäumen nach ihrer schicken zitronengelben Skijacke aus dem Laden Ausschau. Doch das einzige Gelb tropft von der Sonne herunter und verwischt die Lücken zwischen Hunderten von schimmernden Blättern.

So ungefähr muss sich ein Hirsch im Fadenkreuz fühlen. Das Herz hämmert mir *bu-bummp* gegen die Rippen und meine Augen sind mindestens so weit aufgerissen wie die Teller, die sich hinter mir auf dem flachen Stein stapeln. Meine Augen entdecken das Gewehr eine extralange Armlänge entfernt. Erleichtert seufze ich auf.

Wir erwarten niemanden. Ich stelle mir vor, wie ich aussehe: die abgetragenen, ausgebeulten Kleider, meine sträh-nigen Haare schlapp wie verkochte Spaghetti, die über Nacht in Maisöl eingelegt wurden. Zu meiner Verteidigung muss ich sagen, dass ich die letzten Tage nur mit der Geige und einem Stück beschäftigt war, das ich noch perfektionieren muss. »Der Welt entrückt«, nennt Mama das, wenn ich alles um mich herum vergesse. Wobei das hier in den Wäldern von Tennessee keinen großen Unterschied macht. In all den Jahren, seit Mama uns in diesem kaputten Wohnwagen in der Pampa untergebracht hat, sind gerade mal ein oder zwei verirrte Wanderer über unser Camp gestolpert.

Ich lausche angestregter. *Nix*. Vielleicht sind's ja doch bloß Touristen. Mit den Fingern fahr ich mir durch die Haare und wisch dann das fettige Gefühl an meiner Jeans ab.

Die paar Mal, als ich mich in den Spiegeln der schicken Geschäfte gesehen hab, hab ich mich fast nich' wiedererkannt. Wer is' dieses schmuddelige, dünne Mädchen mit den Grashüpferknien? Der einzige Spiegel, den wir besitzen, is' 'ne

kleine Scherbe, die ich im Laub gefunden hab. Darin kann ich immer bloß ein Zykloopenauge sehen oder die Hälfte meiner Stupsnase. Das ʋ, das hübsch in der Mitte meiner Oberlippe sitzt, oder den Pfirsichhautpelz an meinem Ohrläppchen.

»Sieben Jahre Unglück«, meinte Mama, als sie die Scherbe sah. Dabei hab ja nich' mal ich sie kaputt gemacht. Glück gibt's nich' umsonst. Sieben Jahre könnten genauso gut zehn oder zwanzig oder für immer sein, wo das Glück doch so rar wie Butter is', für Mama, meine Schwester und mich.

Wo ist Nessa? Ich gehe in die Hocke und lasse den Blick auf der Suche nach 'nem abgebrochenen Ast über den Boden wandern. Als Schläger, falls ich das Gewehr nich' schnell genug erwische. Nach dem Sturm letzte Nacht is' die Auswahl gar nich' so schlecht. Das Knirschen setzt wieder ein, und ich verorte es in Richtung des Wohnwagens. Hoffentlich kommt Nessa nich' früher von ihrer Feenjagd zurück. *Is' besser, wenn Fremde weiterziehen, ohne uns gesehen zu haben.*

»Carey! Jenessa!«

Hä?

Mein Atem geht in kleinen Marshmallow-Stößen, und mein Herz klopft infarktschnell. Es is' ein Mann, unverwechselbar, einer, dessen Stimme ich nich' erkenne, aber woher weiß der unsere Namen? *Ist er ein Freund von Mama?*

»Hallo? Joelle!«

Joelle is' Mama, nur is' sie nich' hier, um zu antworten. Wir haben sie ehrlich gesagt seit über 'nem Monat nich' mehr gesehen, vielleicht inzwischen schon seit zwei. Das hat mir die letzten paar Tage Sorgen gemacht. Wir haben zwar noch genug Bohnen für etwa eine Woche, aber Mama war noch nie so lange weg, ohne Bescheid zu sagen. Sogar Jenessa hat angefangen, sich zu sorgen, ihre Miene wie ein offenes Buch, auch wenn ihr Mund sich weigert, die Worte auszusprechen.

Mehr als einmal hab ich sie dabei ertappt, wie ihre Lippen die Dosenvorräte und Gasflaschen gezählt haben, und sie muss gar nich' sagen, was sie denkt, weil ich nämlich dieselbe Sorge mit mir rumschlepp: Dass uns die Vorräte ausgehen, bevor Mama zurückkommt – *wenn* sie zurückkommt –, ein so düsterer Gedanke, dass er mich in mein eigenes Loch aus Schweigen stolpern lässt.

Meine Schwester redet nich' viel. Wenn sie es tut, dann nur mit mir, im Flüsterton wie der Flügelschlag einer Motte, und nur wenn wir allein sind. Als Nessa sechs wurde, hatte Mama sich so viel gesorgt, dass sie ihre jüngste Tochter als »Robin« verkleidet zur Logopädin in die Stadt geschleppt hat. Die gut aussehende Frau hat bei Jenessa einen sogenannten »selektiven Mutismus« diagnostiziert. Aber nix von dem, was Mama gesagt, angedroht oder getan hat, konnte an Nessas Entschlossenheit was ändern.

»Carey? Jenessa!«

Ich halt mir die Ohren zu und versuch, die Rufe auszublenen.

Es is' komisch, 'ne Männerstimme zu hören, wo wir hier doch meistens nur Frauen sind. Früher hab ich mir gewünscht, ich hätt einen Vater, wie die Mädchen in meinen Büchern, aber vom Wünschen passieren die Dinge nich'. Ich erinnere mich nich' an meinen Vater, außer an eine Sache, und Mama hat gelacht, als ich's erwähnt hab. So peinlich es mir auch war, vermutlich isses wirklich lustig, dass die einzige Erinnerung an meinen Vater seine *Achseln* sind. Sie meinte, der Geruch nach Kiefern und Eichenmoos, an den ich mich erinnere, käme von einem Deodorant namens »Brut«. Dann wurde sie ärgerlich, weil ich nich' wusste, was ein Deodorant is'. Sagte, ich würde viel zu viele Fragen stellen, und ihr Schnapskrug sei leer.

»Keine Angst, ihr zwei! Kommt schon raus!«

Warum zieht er nich' einfach Leine? Was zum Teufel denkt sich Mama dabei? Mir is' egal, wie viel Geld er ihr versprochen hat – ich mach diese Sachen nich' mehr. Und ich schwör, wenn er Jenessa auch nur anrührt, bring ich ihn um.

Ich muss nur einfach in meinem Versteck bleiben und warten, bis er geht. Das ist der Plan, der einzige Plan, bis ich ein pinkfarbenes Etwas durchs Braun und Grün hüpfen sehe, und dazu den buttergelben Kopf eines kleinen Mädchens, das ganz in seiner Märchenwelt versunken ist.

Schau zu mir! Versteck dich!

Aber es is' zu spät – er hat sie auch gesehen.

Nessa stolpert, ihr Mund steht offen und ein Keuchen entfährt ihr. Sie blickt hektisch umher. Der Mann denkt wahrscheinlich, dass sie nach 'nem Fluchtweg sucht, aber ich kenn meine kleine Schwester besser als alle anderen, selbst als der liebe Gott. Jenessa versucht, *mich* zu finden.

Ich erhebe mich, ohne dabei auf das Knistern der Blätter zu achten, den Blick auf Nessa gerichtet, die mich sofort entdeckt und quer durch den Wald in meine Arme stürzt. Wir drehen die Köpfe in Richtung einer neuen Bewegung, dieses Mal von einer Frau so dünn wie Hühnerknöchelchen mit einem schaukelnden Gang, weil sich ihre Absätze in den weichen Waldboden bohren.

Jenessa hängt wie ein Blutegel an mir, die Beine um meine Taille geschlungen. Der Geruch ihres Haares, von der Sonne durchglüht und verschwitzt, ist so typisch für sie, dass es mir im Bauch schmerzt. Wie ein Hund kann ich ihre Angst riechen, oder vielleicht ist es auch meine eigene. Ich schüttele sie schnell ab, während sich meine Miene verhärtet und ich mich zusammenreißte, weil ich die Verantwortung hab.

Weder der Mann noch die Frau rühren sich vom Fleck. *Wissen die nich', dass es unhöflich is', jemanden so anzustarren?*

Sind doch schließlich Stadtleute. Sie wirft ihm einen unsicheren Blick zu, und er nickt, ehe er uns wieder betrachtet.

»Carey und Jenessa, richtig?«, sagt sie.

Ich nicke und verfluch mich dann selbst, weil mein »Ja, Ma'am« eher wie ein Quieken klingt. Ich räuspere mich kurz und versuch es noch mal.

»Ja, Ma'am. Ich bin Carey, und das is' meine Schwester Jenessa. Wenn Sie Mama suchen, die is' in der Stadt, um Vorräte zu besorgen. Kann ich Ihnen mit irgendwas weiterhelfen?«

Nessa windet sich in meinem eisernen Griff, bis ich meinen Armen befehle, locker zu lassen. Wenigstens zittere ich nich', was mich bei Nessa sofort verraten würde, aber um ganz ehrlich zu sein, zittere ich *innerlich*.

Vielleicht haben die Kirchenleute sie geschickt. Vielleicht haben sie Mama in der Stadt getroffen, als sie um Geld für ihre nächste Dröhnung gebettelt hat. Vielleicht haben sie ihr etwas Jesus eingeredet und sind jetzt gekommen, um uns Essen zu bringen.

»Sind Sie Zeugen Jehovas oder so was?«, will ich wissen. »Denn wir haben kein Interesse, uns von irgendeinem Typen im Himmel retten zu lassen.«

Ein Lächeln breitet sich auf dem Gesicht des Mannes aus, was er aber hinter einem Husten verbirgt. Die Frau runzelt die Stirn, schlägt nach einer Stechmücke. Sie scheint sich hier in unserem Wald mächtig unbehaglich zu fühlen, wie sie so zwischen mir und Ness hin und her schaut und den Kopf schüttelt. Ich streich mir die Haare glatt, wodurch mein eigener Moschusgeruch nach Staub und sonnenverbranntem Haar aufsteigt. Die muskatnussbraunen Haare der Frau, die sich aus ihrem Dutt gelöst haben, erinnern mich an Nessas Frisur nach einem wilden Spiel, wenn sich einzelne Strähnen wie Strumpfbandnattern ihren Hals hinunterringeln und dort festkleben. Für Herbst ist es ziemlich heiß.

Selbst von hier aus kann ich erkennen, dass die Frau ihr Haar heute Morgen gewaschen hat. Vermutlich duftet es nach edlen Blumen, nicht so wie die Seifenreste, die wir benutzen.

»Dort drüben steht ein Tisch, wenn Sie sich 'ne Weile setzen möchten.« Mein Tonfall ist wenig einladend, denn ich hoffe, sie tun es nicht. Aber da sie nickt, übernehme ich die Führung und trage Nessa zur Lichtung beim Wohnwagen hinüber, am Feuerloch vorbei, das knallt und raucht, weil die Späne angefangen haben zu brennen, am Dosenvorrat vorbei, der in einem rostigen, an einen Baumstamm genagelten Metallschrank eingeschlossen ist, hinüber zu einem zerbeulten Klappstisch, umgeben von ein paar zusammengewürfelten Stühlen: zwei aus Metall, einer aus Korb und zwei dicke Baumstümpfe mit Kissen, die einst wie aufgedunsene Haut an unserem alten Schaukelstuhl klebten.

Der Mann und die Frau setzen sich, er auf einen Metallstuhl, während sie den größeren Stumpf mit dem saubersten Kissen wählt. Ich platziere Nessa in den Korbsessel, sodass der Tisch zwischen uns und ihnen bleibt. Ich selbst bleibe stehen, weit genug entfernt, um schnell abhauen zu können, wenn es sein muss. Aber die beiden wirken relativ normal, nicht wie Entführer oder Drogenhändler oder verrücktes Kirchenvolk. Sie sieht wichtig aus, in ihrem schicken hellbraunen Hosenanzug. Diese Tatsache macht mich nervöser als alles andere.

Die beiden beobachten schweigend, wie ich meine Geige in ihren Kasten packe und dann drei Blechbecher mit Wasser aus dem Krug fülle. Ich würd ihnen gern sagen, dass ich das Wasser zuerst abgekocht hab und dass unser Bach sauber ist, aber ich tu's nich'. Beim Verteilen der Becher zuck ich innerlich zusammen, weil ich meine Fingernägel sehe, eingerissen und ungleichmäßig, mit einem Band aus Dreck unter jedem.

Zweimal tret ich aus Versehen Ness auf den Fuß, woraufhin ihr die Tränen in die Augen schießen. Ich tätschele ihr den Kopf – das muss reichen –, dann geh ich einen Schritt zurück, verschränke die Arme und warte.

»Möchtest du dich nicht setzen?«, erkundigt sich die Frau mit leiser Stimme.

Ich werf einen Blick auf Nessa, die auf ihrem Stuhl herumrutscht und schüchtern ihr Wasser schlürft. Ich schüttele den Kopf. Die Frau lächelt mich an, ehe sie in ihrer Aktentasche herumwühlt und eine dick gefüllte Mappe herauszieht. Den weißen Aufkleber vorne drauf, den kann ich sogar verkehrt herum lesen. Darauf steht: »Blackburn, Carey und Jenessa.«

»Ich bin Mrs. Haskell«, sagt sie.

Dann hält sie inne und ich folg ihrem Blick zu meiner Schwester, die einige Tropfen Wasser in einen alten Flaschendeckel füllt. Wir beobachten gemeinsam, wie sie sich hinunterbeugt und ihn vor einen fetten Käfer stellt, der sich durch das Meer aus Welkwald arbeitet.

Ich nicke stumm, da ich nich' weiß, was ich sagen soll. Es fällt mir schwer, sie anzusehen, weil der Mann mich noch immer anstarrt. Ich sehe, wie ein Träne über seine glatt rasierte Wange kullert, und bin überrascht, als er sie nich' wegwischt. Puzzleteile fügen sich *klick-klack* wieder zu einem Ganzen, und beim Anblick des Bildes, das sie langsam formen, dreht sich mir der Magen um.

Er hat seinen Namen nich' genannt, und er kommt mir auch nich' bekannt vor. Aber in diesem Moment, wie vom Blitz getroffen, weiß ich, wer er ist.

»Es heißt Brut. Ich kann's nimmer riechen, ohne dass mir schlecht wird, wenn ich dran denk, was er uns angetan hat.«

Die Erinnerung überbrückt zehn Jahre Raum, und auf einmal bin ich wieder fünf und auf der Flucht. Ich drücke meine

Puppe an die Brust wie einen Rettungsring. Mamas Blick is' wild und sie redet wirres Zeug, schlägt mir mit dem Handrücken die Fragen von den Lippen, bis der salzig-metallische Geschmack von Tränen und Blut mich die Fragen vergessen lässt.

»Weißt du, warum wir hier sind?«

Mrs. Haskell studiert mein Gesicht, während der Inhalt meines Magens seinen Aufstieg beginnt: Bohnen, was sonst. Gebackene Bohnen kalt aus der Dose, die süße Sorte, die Nessa so gern mag. Ich fühl mich wie eine Hellseherin, denn ich weiß, dass ihre Worte gleich die Erde unter unsren Füßen und den Himmel über unsrem Kopf verändern werden und alles umwerfen, was für uns normal und wichtig is'.

Ich starre sie an, in Erwartung des Unausweichlichen.

»Wir sind gekommen, um euch nach Hause zu holen, Carey.«

Nach Hause?

Ich warte, bis der Boden aufgehört hat zu wanken, und als er das tut, werf ich mich in die Büsche und geb die Bohnen in hohem Bogen von mir. Danach leckt die Wut wie ein Lauffeuer an meinen Innereien. Ich dreh mich um, Hände in die Hüften gestützt und sehe die Frau so lange an, bis sie wegschaut. Als ich mir den Mund am Ärmel meines T-Shirts abwische, zuckt sie zusammen.

»Das ist unmöglich, Ma'am. Wir *sind* zu Hause. Wir wohnen hier mit unserer Mama.«

»Wo ist denn deine Mutter, Liebes?«

Ich funkele sie an. Auf so was wie »Liebes« werd ich ganz bestimmt nich' hereinfliegen.

»Wie ich schon sagte, Mama is' in die Stadt, um Vorräte zu besorgen. Uns geht langsam das – wir brauchen einfach einige Dinge und ...«

»Wie lange ist sie denn schon weg?«

Ich muss lügen. Jenessa hyperventiliert inzwischen fast, kurz davor, einen ihrer Anfälle zu bekommen. Sie huscht zu mir herüber, greift nach meiner Hand und umklammert sie so fest, dass mein Puls in den Fingernägeln pocht.

»Mama is' heute Morgen los. Wir erwarten sie vor Einbruch der Dämmerung zurück.«

Ich drücke Nessas Hand.

»Eure Mutter behauptet, sie wäre vor über zwei Monaten fortgegangen. Wir haben gestern ihren Brief bekommen.«

Was?

Das Blut schießt mir in den Kopf und lässt meine Ohren klingeln. Ich greif nach einem Zweig neben mir, um das Gleichgewicht nich' zu verlieren. *Ich muss mich verhöhrt haben.* Aber die Frau nickt bestätigend, ihre Augen voller *tut-mir-leids*, die ich nich' hören will.

»Wa-was für einen Brief?«

Jenessas Tränen kitzeln meinen Arm wie Flöhe, und ich würd mich gerne kratzen, aber ich kann ihre Hand nicht loslassen. Sie lässt sich an mich sinken, wieder und immer wieder. Ich brenne. *Sehen Sie nur, was Sie meiner Schwester antun. Mama hatte recht: Leuten von draußen kann man nich' trauen. Sie tun nichts als Leben kaputt machen.*

Mrs. Haskell lächelt ein entschuldigendes Lächeln, ein einstudiertes Lächeln, als wären wir nicht ihre ersten Opfer, und auch nicht ihre letzten. Wie viele Kinder haben wohl schon so vor ihr gestanden, schwankend in ihrer Welt, die plötzlich in Schiefelage geraten is'? Hunderte, würd ich wetten, wenn ich mir ihre Augen anschau.

Doch ich seh dort auch eine Traurigkeit, ein Mitgefühl für uns, eine vertraute Kopfhaltung, die mit den Dingen zu tun hat, an deren Anblick wir gewöhnt sind, wie die sonnenge-sprenkelten Baumkronen des Hundert-Morgen-Waldes, oder

lernen zu müssen, wie man ohne Butter auskommt, oder dass Mama wochenlang verschwindet.

Sie wartet, bis ich mich wieder im Griff hab. Ich halt mich an ihren Augen fest, wie an einem Felsen im tosenden Fluss.

»Carey, eure Mutter hat uns letzten Monat geschrieben. Sie sagte, sie könne sich nicht länger um dich und deine Schwester kümmern ...«

»Das is' gelogen! Sie würd uns nie verlassen!«

»Sie hat uns gebeten, uns einzuschalten«, fährt sie fort und ignoriert meinen Ausbruch. »Wir wären früher gekommen, aber wir konnten euch nicht finden. Sie hatte euch wirklich sehr gut versteckt.«

»Nein!«

Aber es is' ein erstickter Schrei, ein hohler Schrei, der in der Luft davonschwebt wie Löwenzahnflaum und Wünsche, die nicht wahr werden. Und dann, so schnell wie das Gefühl aufgetaucht ist, friert es ein. Ich richte mich auf. Ich bin Eis, glitschig und kalt, undurchdringlich, und hab alles unter Kontrolle.

»Da müssen Sie sich täuschen, Ma'am. Mama würd uns nie für immer verlassen. Das müssen Sie falsch verstanden haben.«

Alle drei machen wir erschrocken einen Satz zurück, aber nich' schnell genug. Nessas Mageninhalt spritzt auf Mrs. Haskells schicke Schuhe. Daran is' sie offensichtlich nich' gewöhnt, denn sie reißt die Arme hoch, und instinktiv schütze ich mit den Händen mein Gesicht.

»O Gott, Liebling, nicht doch ...«

»Lassen Sie uns einfach in Ruhe«, fahr ich sie an. »Ich wünschte, Sie hätten uns nie gefunden!«

Obwohl ich nix gesagt hab, kennt sie noch eines meiner Geheimnisse, und ich hasse sie dafür. Ich hasse sie beide.

Ihr Blick bohrt sich in meinen Rücken, als ich Jenessa zu einem Eimer führe. Ich tauch einen sauberen Lappen ins Wasser und tupf meiner Schwester damit den Mund ab. Ihr glasiger Blick huscht zwischen mir und den Besuchern hin und her wie ein in die Enge getriebenes Kaninchen. Der Mann geht mit hängenden Schultern ein Stück weg. Als er eine Zigaretenschachtel aus der Manteltasche zieht, knistert das Zellophan wie Bonbonpapier.

Reiß dich sofort zusammen, Carey Violet Blackburn! Bring das in Ordnung!

»Sie machen meiner kleinen Schwester Angst«, sag ich, wobei meine Stimme fast schon zischt. »Hören Sie, Mama wird morgen zurück sein. Warum kommen Sie nicht dann wieder und wir sprechen über alles?«

Ich klinge wie eine Erwachsene. Ziemlich überzeugend, würd ich sagen.

»Tut mir leid, Carey, aber das kann ich nicht tun. Die Gesetze des Staates Tennessee schreiben vor, dass ich zwei minderjährige Kinder nicht unbeaufsichtigt im Wald zurücklassen kann.«

Ich weiche einen weiteren Lappen im Wasser ein und reiche ihn Mrs. Haskell, ehe ich mich auf die raue Rinde eines umgestürzten Baumes sinken lasse. Dann zieh ich Ness auf meinen Schoß, schling den Arm um ihren Bauch und scher mich nich' mal um den säuerlichen Geruch, der den süßen, sonnendurchtränkten Duft von vor einer Stunde verdrängt hat. Ihr Körper is' schlaff, wie eine Lumpenpuppe in meinen Armen. Sie is' schon nich' mehr da.

»Ma'am, darf ich den Brief mal sehen?«

Mrs. Haskell stakst rüber zum Tisch, blättert weitere Papiere durch und kommt dann mit einem Blatt aus meinem eigenen Notizbuch zurück, auf dem eine Handvoll Zeilen stehen, bei denen ich, selbst aus der Ferne, Mamas krakelige

Handschrift erkennen kann. Ich zupfe ihr das Papier aus der Hand, dreh mich von ihr weg und fang an zu lesen.

*Sehr geehrte Damen und Herren,
ich schreibe wegen meiner Töchter, Carey und Jenessa
Blackburn ...*

Weiter komme ich nicht, bevor mir ein Wasserfall die Sicht nimmt. Mit dem Handrücken wisch ich mir übers Gesicht und tu so, als wär mir egal, dass alle es sehen.

»Kann ich den behalten, Ma'am?«

Ohne die Antwort abzuwarten, falte ich den Zettel immer kleiner zusammen, ehe ich ihn in die Hosentasche meiner Jeans schiebe.

Mrs. Haskell nickt. »Das ist nur eine Kopie. Das Original befindet sich bei unseren offiziellen Unterlagen. Wir brauchen es für die Anhörung, wenn euer Fall dem Richter vorgetragen wird.«

Ich deute mit dem Kinn in Richtung des Mannes auf der Bank, der uns mit zusammengekniffenen Augen durch die Zigarettenrauchschwaden beobachtet. Seine Gestalt wird vom schwindenden Sonnenlicht angestrahlt.

»Ich weiß, wer das is', und mit dem gehen wir nich' mit.«

»Ich hab vom Jugendamt die Erlaubnis, euch in seine Obhut zu übergeben.«

»Also haben wir keine Wahl?«

Mrs. Haskell setzt sich neben mich und senkt die Stimme.

»Ihr habt eine Wahl, Carey. Wenn ihr euch weigert, mit ihm zu gehen, können wir euch bei Pflegeeltern unterbringen. In zwei Pflegefamilien. Unsere Familien sind zurzeit ziemlich voll, deshalb finden wir momentan niemanden, der sich um euch beide kümmern kann. In Anbetracht des Zustands deiner Schwester ...«

»Sie is' nich' zurückgeblieben oder so. Sie redet einfach bloß nich'.«

»Trotzdem erfordert ihr, äh, Problem eine besondere Unterbringung. Wir haben ein Zuhause für Jenessa gefunden, aber dort sind sie einfach augenblicklich nicht so ausgestattet, dass sie zwei Kinder aufnehmen könnten.«

Nessas Daumen wandert in ihren Mund, und ihr Haar, von Schweiß durchtränkt, fällt ihr wie ein Vorhang über die Augen. Sie macht keine Anstalten, es wegzustreichen. Sie versteckt sich für alle sichtbar.

»Ich kann meine Schwester nich' allein bei Fremden lassen.«

»Ich halte es auch nicht für die beste Lösung. Wo immer möglich, versuchen wir, Kinder bei Verwandten unterzubringen. In Anbetracht von Jenessas enger Bindung zu dir glaube ich, dass eine Trennung für ihre emotionale Befindlichkeit eher schädlich wäre. Es wird so schon eine große Umstellung werden.«

Ich blick in Richtung des Mannes auf der Bank, dieser Mann, von dem ich nix weiß und den ich kaum wiedererkenne. Ich überlege wegzulaufen, wie wir's vielleicht hätten tun sollen, als wir die beiden haben kommen hören. Aber wir haben kein Geld, keinen Ort, wo wir hingehen können. Es gibt kein Auto, um den Wohnwagen zu ziehen, seit Mama damit weggefahren is', und hier können wir nich' bleiben. Sie wissen jetzt, wo wir sind. Sie wissen alles.

Ich überleg, ob ich Mrs. Haskell sagen soll, was Mama mir über ihn erzählt hat, denn wenn sie das wüsste, würd sie uns auf keinen Fall zwingen, mit ihm zu gehen. Aber dann blick ich auf Ness hinunter, die vor unseren Augen verschwindet.

Ich kann meine Schwester nicht verlassen.

»Wie viel Zeit haben wir?«

»Genug, um deine Sachen zu packen. Du wirst auch eine Tasche für deine Schwester packen müssen.«

Sie lässt uns dort hocken, wo die Spätnachmittagssonne den Waldboden sprengt, als wär es ein Tag wie jeder andere. Nachdem sie etwas aus ihrer Tasche neben dem Klappstisch geholt hat, kommt sie wieder zurück. Sie reicht mir zwei der glänzenden schwarzen Müllsäcke, die so klein zusammengefasst sind wie Mamas Brief. Vorsichtig setz ich Jenessa auf den Baumstamm und schüttele dann beide Säcke zu ihrer vollen Größe auf. Wir halten alle inne und beobachten, wie die Vögel bei dem unnatürlichen Geräusch von Plastik in der Luft auf einen Schlag in alle Richtungen davonflattern.

»Nimm nur das Nötigste mit. Wir schicken dann jemanden, der den Rest holt.«

Ich nicke und bin froh, mich auf den Wohnwagen konzentrieren zu können, bevor mein Gesicht wieder zerfließt. Wie konnte Mama uns das antun? Wie konnte sie uns ganz uns selbst überlassen – uns überhaupt verlassen –, ohne Erklärung und ohne sich zu verabschieden?

Ich hasse sie so lodernnd wie angezündetes Benzin. Ich brenne für Jenessa, die was Besseres verdient hat als das hier, besser als eine verkorkste, drogenabhängige Mutter, besser als dieses Chaos, das uns immer einzuholen scheint und ansteckend ist wie irgendein widerlicher Ausschlag.

Ness folgt in meinem Schatten, als die Tür des Wohnwagens beim Öffnen in den Scharnieren quietscht. Dieses alte Stück Schrott, das wir unser Zuhause nennen, fast so lang ich denken kann – auf jeden Fall so lang Ness denken kann.

Ich seh mich um, bemerk die Unordnung, die Kleider, die überall herumliegen, die Teller mit Krümeln oder von eingetrocknetem Bohnenkleber überzogen, und fang an, zuerst Nessas Tasche zu packen. Sie sitzt reglos auf der Pritsche, springt nicht mal auf, als ich mir das nächstbeste Buch schnappe,

einen ihrer Pu-der-Bär-Bände, um damit eine Kakerlake zu erschlagen, die über das winzige Edelstahlspülbecken krabbelte. Ohne fließend Wasser war das Ding so nutzlos wie ein Puppenhausspülbecken, bis ich angefangen hab, Teller und Tassen darin aufzubewahren. Mama hat den Wohnwagen nie an Wasser angeschlossen, denn Wasserquellen bedeuten Campingplätze, Lager auf freiem Feld, und voreingenommene Fremde mit neugierigen Augen.

Fast alle von Nessas Sachen sind irgendwie rosa. Ich pack ein paar abgewetzte Riemchenschuhe und ihre hellrosa Turnschuhe ein, ihr neonpinkfarbenes Langarmshirt, ein dunkles rosa-rot gestreiftes T-Shirt und ein anderes, wo sich vorne das Bügelbild von Aschenputtel schon langsam ablöst. Ich pack das Unterhemd und die Unterhose zum Wechseln ein. »Eins an, eins aus«, sagt Mama immer, wenn wir uns beschweren. Ness' Jeans wirken in meinen Händen so klein und verletzlich, dass es mir einen Stich versetzt.

Als ihr Sack voll is', benutz ich meinen, um ihre Puppe, ihren einarmigen Teddy und ihren Stoffhund einzupacken. Ihre Pu-der-Bär-Bücher. Die Bürste und Haargummis. Oben drauf leg ich mein eigenes Paar Jeans zum Wechseln (eins an, eins aus), ein neueres T-Shirt, zwei Tops, meine Ersatzunterhose und die einzigen Schuhe, die ich außer den schäbigen Sneakers an meinen Füßen besitze: Ein Paar Cowboystiefel von einem Garagenflohmarkt in der Stadt, deren Spitzen mit Taschentüchern ausgestopft sind, damit sie sitzen.

Mir passen nich' mehr viele Klamotten, nachdem ich letztes Jahr plötzlich so gewachsen bin. Jetzt bin ich froh drüber, weil dadurch mehr Platz für Jenessas Sachen bleibt. Ich brauch sowieso nich' viel Platz. Ich hab keine Spielsachen aus Kindertagen oder Stofftiere. Ich hab meine Kindheit zurückgelassen, als Mama mitten in der Nacht mit mir losgezogen is'. Meine Habseligkeiten bestehen aus einem Skizzenblock,

den ich oben auf den Stapel leg, während ich mir einschärfe, auf gar keinen Fall meinen kostbarsten Besitz zu vergessen: die Geige, auf der Mama mir in dem Jahr das Spielen beigebracht hat, als wir in den Hundert-Morgen-Wald gezogen sind.

Mama hat in einem Symphonieorchester gespielt, bevor sie meinen Vater kennengelernt hat. Ich schnappe mir das Heft mit Zeitungsausschnitten von ihren Auftritten und leg es oben auf das Skizzenbuch. Dann zieh ich die gelben Plastikbänder zu. Als ich fertig bin, sieht der Sack aus, als würde er gleich platzen. Aber das is' gut, denn ich wette, es passt mehr rein als in jeden Koffer, wenn wir einen hätten.

Noch bevor ich nach ihr rufen kann, taucht Mrs. Haskell auf, und ich reiche ihr den Sack hinunter, unter dessen Last sie ins Straucheln gerät. Der Mann steht auf, um zu helfen, wobei er mir direkt in die Augen sieht, während er ihr den Sack abnimmt und ihn sich über die Schulter wirft. Dasselbe tut er mit dem zweiten.

»Darf ich noch eine Tüte haben, Ma'am?«

Mrs. Haskell tut mir den Gefallen. Ich packe unsere Schulbücher ein, meine Emily Dickinson, meinen Tagore, meinen Tennyson und Wordsworth, wodurch der Plastiksack unglaublich schwer wird. Unter anderen Umständen hätt ich beim Anblick des Mannes gekichert: Er sieht aus wie eine Art verkehrter Weihnachtsmann. Ein Müllweihnachtsmann.

Niemand sagt ein Wort, als er den leichtesten Sack Mrs. Haskell vor die Füße plumpsen lässt.

Ich geh wieder hinein und heb Ness vom Bett hoch. Sanft zieh ich ihr den Daumen aus dem Mund. Ihre Lippen bleiben in der O-Form geöffnet und der Daumen schnellst sofort wieder hinein.

»Damit machst du dir die Zähne krumm, das weißt du genau.«

Sie starrt durch mich hindurch und sabbert dabei ein bisschen. Ich drück sie an mich, ehe ich ihr dabei helfe, sich richtig hinzustellen und bis zur Tür zu gehen.

»Möchtest du Huckepack reiten?«

Ich knie mich vor sie hin und sie klettert langsam auf meinen Rücken.

»Gut festhalten, ja?«

Die Sonne schmilzt, macht Pfützen hinter den Bäumen, und Mama kommt trotzdem nich'. Ich lass den Blick über den Hundert-Morgen-Wald schweifen, weil ich irgendwie erwarte, dass sie plötzlich mit einer fettigen braunen Tüte auftaucht und uns rettet, aber sie tut's nich'.

Der Mann geht voran, gefolgt von Mrs. Haskell, die immer wieder über Wurzeln stolpert, im Schlamm versinkt und leise vor sich hin flucht. Zum Schluss Ness und ich. Es is' ein weiter Weg bis zur Straße, und wenn wir in dieser Richtung weitergehen, isses doppelt so weit.

»Hier lang, Ma'am«, sag ich, schiebe Nessa höher auf meinen Rücken und übernehm die Führung. Als der Mann zur Seite tritt, um uns vorbeizulassen, weigere ich mich, ihn anzusehen.

Ich konzentriere mich auf die endlosen Baumkronen, die den Sonnenuntergang in süßliche Farben zerteilen, auf die Vögel, die unseren Aufbruch trällernd und lärmend begleiten. Eine Sekunde lang schließ ich die Augen, atme tief ein, um die Erinnerungen festzuhalten – die Sorte Erinnerungen, die für immer bleiben. Beim Gehen hab ich den Wohnwagen verriegelt, aber ich weiß nich', wer einen Schlüssel hat. Nessa und ich nich', und wir haben immer nur zugesperrt, wenn wir drinnen waren.

Mama hat einen Schlüssel und das Mindeste, was sie hätte tun können, wenn sie schon nich' zurückkommen wollte, wäre gewesen, ihn uns dazulassen. Dann fällt es mir wieder ein: der

alte, hohle Hickorybaum, der ein paar Hundert Meter von der Lichtung entfernt steht. Ich bin acht Jahre alt und sehe zu, wie Mama eine verschwitzte weiße Schnur von ihrem Hals zieht, an der ein Messingschlüssel baumelt und in der Sonne funkelt.

»Das ist unser Ersatzschlüssel, und wenn du ihn je brauchst, liegt er hier im Baum. Siehst du?«

Sie legt ihn in die Baumhöhle, in der er verschwindet wie bei einem Zaubertrick.

Jetzt fühl ich mich irgendwie sicherer, weil ich weiß, dass der Schlüssel da liegt.

Mein Geheimnis.

Falls ich ihn je brauche, falls Ness und ich zurückkommen, wird er dort auf uns warten.

Zwei

Mein Kopf summt wie die Bienen um Pus Honigtopf, je weiter wir uns vom Wohnwagen entfernen.

Die finden bestimmt, dass wir komisch aussehen. Komisch reden. Mama hat recht: Ich muss an meine »t's« denken.

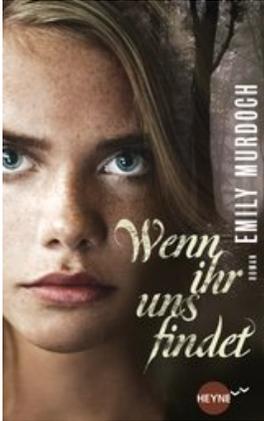
Ich, Carey Violet Blackburn schwöre hiermit, dass ich von dieser Sekunde an keine »t's« mehr weglassen werde und immer die richtigen Wörter verwende. Mama und Jenessa sollen stolz auf mich sein können.

Niemand spricht, während wir uns knirschend einen Weg durch den Wald bahnen. Ich versuche, ihnen zuliebe wo es geht möglichst vielen Pfaden zu folgen, aber in diesen Wäldern gibt es nicht genug Füße, um das Unterholz dauerhaft niederzutrampern.

»Verdammt!«

Als ich mich umdrehe, sehe ich, wie der Mann Mrs. Haskell auf die Beine hilft. Ihre Strumpfhose ist direkt unter den Knien aufgerissen, und an einem Knie blutet sie ein bisschen. Humpelnd marschiert sie weiter, als wär ein Bein länger als das andere. Vermutlich ist der Absatz an einem ihrer schicken Schuhe abgebrochen.

Nessa verlagert ihr Gewicht, während sie mit ihren dünnen Ärmchen weiter meinen Hals umklammert und auf meinem Rücken zittert wie ein Blatt. Ihr Daumen würde sie beruhigen, aber sie braucht ja beide Hände zum Festhalten.



Emily Murdoch

Wenn ihr uns findet

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 304 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-453-53434-6

Heyne fliegt

Erscheinungstermin: März 2014

Es gibt Geheimnisse, die zu groß sind für das Herz eines Mädchens

Klamotten, Partys, Jungs und Schule: Diese Welt ist Carey und ihrer kleinen Schwester Jenessa völlig fremd. Die Geräusche des Waldes, das beengte und doch so vertraute Zusammenleben im Wohnwagen und die oft tagelange Abwesenheit ihrer Mom – das ist der Alltag der Mädchen, die in einem Trailer tief versteckt inmitten eines Naturschutzgebietes leben. Als Careys und Jenessas Vater die Mädchen zu sich und seiner neuen Familie holt, finden die Tage im Wald ein jähes Ende. Zu jäh für die fünfzehnjährige Carey, die sich daran gewöhnt hat, sich und ihre Schwester durchzubringen und zu beschützen, koste es, was es wolle. Dass der Preis dafür mitunter sehr hoch war, begreift sie erst jetzt durch die liebevolle Anteilnahme ihres Vaters. Weil sie das Geheimnis, das auf ihrem Herzen lastet, nicht für immer verdrängen kann ...

 [Der Titel im Katalog](#)